

**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-463-00067-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Sandra Lüpkes

# **Ein Ort, der bleibt**

Roman

Rowohlt Kindler

Die Entstehung dieses Romans wurde gefördert  
durch das Land Berlin, Senatsverwaltung für Kultur  
und Gesellschaftlichen Zusammenhalt, durch das  
Kulturaustauschstipendium Global.

Die Handlung dieses Romans ist von realen historischen  
Ereignissen und Personen inspiriert, enthält jedoch aus  
erzählerischen Gründen veränderte Zusammenhänge.

1. Auflage

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Kirchenallee 19, 20099

Hamburg, April 2026

Copyright © 2026 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Redaktion Katharina Rottenbacher

Karte © Peter Palm, Berlin

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im

Sinne von § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Satz aus der Edita Book

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-463-00067-1

I.

## **Der Samen**

# Mehpare

*Istanbul Kız Lisesi – 1926*

6 Wenn es ihr doch nur gelänge, ein Akanthus zu sein, dann könnte Mehpare tagelang einbeinig hier auf dem Schulhof stehen, ohne je die Balance zu verlieren. Den ädrigen Blütenstand mit seinen pastellfarbenen Lippenblüten hätte sie kerzengerade aufgerichtet, sodass ein Lot, am Scheitel befestigt, ihre Nase, ihren Nabel, ihren Schritt kreuzen würde. Die Wurzeln wären tief in der Erde verankert, das Haupt strebte ohne übertriebene Kraft dem Himmel zu, die Arme spreizten sich wie großflächige Blätter vom Leib. Sie wäre robust bei Hitze und Kälte, zufrieden allein mit Wasser und Licht.

Doch Mehpare ist kein Akanthusgewächs, sondern ein junges Mädchen, das heute Morgen vor der Sonne aufgestanden ist, um mehr als zweitausend Schritte zur Schule zu marschieren, und dem jetzt, im Anschluss an eine Mathematiklausur und acht Stunden Unterricht, der Sinn nach etwas anderem steht als Gleichgewichtsübungen gepaart mit Verrenkungen sämtlicher Gliedmaßen.

Madame Menard, die Gymnastiklehrerin, stellt vom leicht erhöhten Posten am Treppenabsatz aus ihre Fähigkeit unter Beweis, dreißig Schülerinnen gleichzeitig das Leben schwer zu machen. Nichts entgeht ihren Adleraugen, kein durchgestrecktes Knie, kein abgespreizter Finger, keine Wirbelsäulenkrümmung. «Nadide! Concentration!», kräht sie auf Französisch. «Nicht zu Boden schauen, Afife! Und Mehpare, wie

oft soll ich es noch sagen: Wer den Kopf voll hat, wird nie balancieren können!»

«Ich möchte auch keine Seiltänzerin werden!»

Madame Menard zieht eine ihrer sichelförmigen Augenbrauen nach oben. «Und was genau möchtest du werden?»

«Eine Frau mit vollem Kopf!» Prompt kippt Mehpare nach links und kann sich gerade noch am Mäuerchen festhalten. Ein Sturz auf den rauen Boden hinterlässt am Bein unschöne Flecken oder Schürfwunden, die noch wochenlang für jedermann sichtbar sind, denn sie alle tragen Pluderhosen, die eine Handbreit über dem Knie enden. «Pardon!», sagt Mehpare.

Nadide und Afife kichern. Später, im Waschraum, wenn sie alle ihre Sachen zusammenpacken, um nach Hause zu gehen, werden sie leise lästern über Madame Malade, wie die Gymnastiklehrerin hinter vorgehaltener Hand genannt wird. Des üblen Muskelkaters wegen, der sie am nächsten Tag quälen und allein Madames Schuld sein wird. Sport soll gesund sein? Was für ein Unfug!

Und sie sollen vor den Leibesübungen den Kopf leeren. Wie soll das gehen, bitte schön? Sie haben die Mathematiklausur geschrieben (Wahrscheinlichkeitsrechnung), danach Französisch gelernt (des verbes transitifs et intransitifs) und in Politik die neue Türkei studiert. Am Nachmittag dann endlich Naturwissenschaften, heimische Pflanzenkunde. Das ist viel interessanter! In Istanbul bekommt man von den heimischen Pflanzen leider nicht viel zu sehen, Steine überall. Doch Mehpare's Lieblingslehrerin Sara Hanım bringt stets Anschauungsmaterial von Expeditionen aus ihrer Heimat Griechenland mit. Blumen, Getreide, Gräser, sogar Algen. Die Samen, aus denen die Pflanzen wachsen, wandern reihum von Hand zu Hand. Manchmal dürfen sie Exponate in verschiedenen Wachstums-

phasen von der Saat bis zur Frucht unter der Lupe betrachten, dann erklärt Sara Hanım ganz genau, welche Wege das Wasser nimmt, um von der Erde bis in die Blattspitzen zu gelangen. Sara Hanım ist streng, aber gerecht – und so klug. Sie kann bestimmt auch nicht gut balancieren.

8      Bevor Mehpare auf die Höhere Schule gekommen ist, hat sie oft gegrübelt, wie die Welt wohl funktioniert. Und weil sie bis dahin den Vater für den klügsten Mann hielt – denn an seiner Uniform klimpernten schließlich allerhand Orden –, fragte sie ihn. Warum gibt es Sommer und Winter? Welchen Zweck haben Pflanzen, wenn sie keine essbaren Früchte tragen? Können sich Tiere unterhalten? «Iss den Honig und frage nicht nach der Biene», hat der Vater dann stets erwidert, und damit war das Thema vom Tisch. Doch die Mutter hat es mitbekommen und ist zum Buchhändler am Tünel gelaufen, dem modernsten in ganz Istanbul. Mutter selbst hatte nicht viel davon, denn das Lexikon, das er ihr empfahl, war in der neuen Schrift und auf Französisch geschrieben: *D’Histoire Naturelle et d’Hygiène*. Für Mehpare jedoch eröffnete es eine Welt: Auf fünfhundert Seiten verwandeln sich die langweiligsten Dinge – Kartoffeln zum Beispiel – zu wahren Wundern. Noch heute blättert Mehpare jeden Abend darin. Und am nächsten Morgen erzählt sie der Familie davon. Die Mutter spitzt dann die Ohren. Dem Bruder steht der Mund staunend offen. Der Vater jedoch erhebt sich vom Frühstückstisch, begibt sich in seinen Lesesessel und studiert den Koran. Als er jung war, galt es als Sünde, Bilder von Tieren zu malen. Es fällt ihm schwer, zu akzeptieren, was auf einmal alles erlaubt sein soll in dieser neuen Welt.

Dass die Lehrerin damals die Empfehlung aussprach, Mehpare auf die neue Schule zu schicken – das erste Mädchen-

gymnasium in Istanbul, ein erhabenes weißes Gebäude mit vielen Säulen und breiten Treppen direkt neben der Istanbuler Religionsbehörde –, hat den Vater irritiert, aber zweifelsohne auch stolz gemacht. Mehpare hat die Diskussionen der Eltern mehrfach belauscht: «Wenn unsere Tochter Ewigkeiten die Schule besucht, wird sie am Ende zu alt zum Heiraten sein. Und ob wir je einen Mann finden, der eine derart gebildete Frau überhaupt nimmt ...», sagte der Vater. Aber die Mutter lachte ihn aus: «Wenn Mehpare studiert, braucht sie keinen Mann, dann kann sie für sich selbst sorgen!» Wahrscheinlich waren die Augen des Vaters nun so groß wie die Untertassen der Çay-Gläser, die beide vor sich stehen hatten. «Studieren? Und was ist mit Enkelkindern?» – «Wer weiß? So vieles hat sich in unserem Land geändert. Warum sollen nicht auch mal die Frauen arbeiten gehen und die Väter für den Nachwuchs zuständig sein ...» Das sah selbst der Vater zähneknirschend ein und unterschrieb die Schulanmeldung.

9

Wie dankbar sie den Eltern heute ist! Denn auf dem İstanbul Kız Lisesi machte Mehpare die allerschönste Entdeckung von allen: Wissen hat kein Ende. Sobald sie etwas begriffen hat, ergeben sich daraus neue spannende Fragen. Wer will – und Mehpare will immer –, kann weiter und immer weiter forschen. Das macht tausendmal glücklicher, als bloß in einem Lexikon zu lesen, was sonst wer vor Jahren herausgefunden und aufgeschrieben hat.

Heute hat Sara Hanim der Klasse erlaubt, einen Samen des Akanthus mitzunehmen, um diesen zu Hause einzupflanzen und die Entwicklung der nächsten Monate in einem Heft zu dokumentieren. Noch ist es bloß ein brauner, harter Knubbel, kleiner als eine Kichererbse. Mehpare kann es kaum erwarten, bis dieser Samen eine Pflanze hervorbringt, die so hoch wächst,

wie ihre Mutter groß ist, und in Pastellfarben scheint. Ein Lippenblütler, weil die Blüten aussehen wie zarte, gespitzte Münder, die eine Kerze auspusten wollen oder ein Lächeln unterdrücken oder einen Kuss erhaschen. Die Pflanze ist weder männlich noch weiblich, sondern irgendwie beides auf einmal. Kein Wunder, dass der Akanthus mit seinen zwittrigen Blüten noch immer in Mehpare's Kopf herumgeistert und sie ganz schwindelig macht. Beides auf einmal – wie soll das gehen?

«Alors!» Madame Malade klatscht in die Hände. «Ich will euch nicht überstrapazieren. Noch eine halbe Stunde bis zum Wochenende, genug Zeit für eine Partie Volleyball.»

Die einen jubeln, die anderen – und zu denen gehört Mehpare – stöhnen. Was Madame Malade nicht entgeht. «Und wer nur stolpert und mault, darf Ball und Netz aus dem Geräteraum holen.» Sie wirft Mehpare den Schlüsselbund zu. «Hopp, hopp, Mademoiselle!»

Mehpare spaltet sich, denn der Geräteraum liegt am anderen Ende des lang gestreckten Gebäudes. Dort grenzt das Schulgelände an das Areal der Bärtigen Männer, die den ganzen Tag nichts anderes tun, als im Koran nach Antworten zu suchen auf Fragen, die in der neuen Türkei niemand mehr stellt. Mit jedem Schritt in diese Richtung fühlen sich Mehpare's Beine nackter an und das Haar auf schamvolle Weise unbedeckt. Dabei hat sie kaum Erinnerungen an die Zeit, von der die Erwachsenen immer reden, als läge sie Jahrhunderte zurück. Vor Kurzem ist die Türkei in nur einer Winternacht vom Jahr 1341 des julianischen Kalenders ins Jahr 1926 des gregorianischen Kalenders gesprungen. Seitdem teilt ein neues Gesetz den Tag in vierundzwanzig gleich lange Stunden. Die Eltern und Großeltern schimpfen, das ergebe doch überhaupt keinen Sinn, wenn der Tag nicht mit dem Morgengebet zum Sonnenaufgang

beginne, dieser Unfug bringe den ganzen Lebensrhythmus durcheinander.

Die Bärtigen Männer sehen das bestimmt genauso.

Die Tür zum Geräteraum ist angelehnt, Mehpare hätte den Schlüssel also gar nicht gebraucht. Der Lichtschalter neben dem Eingang tut's nicht, die Glühbirne scheint kaputt zu sein, also muss sie sich durchs Halbdunkel tasten. In der Kammer ist allerhand untergebracht, neben den Sportutensilien, die in der rechten hinteren Ecke lagern, auch Besen und Abfalleimer, Säcke mit Streusand für den Winter und die Hauselektrik. Sie schleicht an der Seite mit dem kleinen Oberlicht entlang, durch dessen staubbedeckte Scheibe vereinzelte Sonnenstrahlen ins Innere dringen. Ihre Hände finden das Regal, ertasten die daran lehrenden Fahnenstangen, eine davon kippt um und knallt auf den Steinboden.

11

Doch ein anderes Geräusch erschreckt Mehpare viel mehr: ein Ausatmen wie von einem, der ziemlich lang die Luft angehalten hat. Es kommt aus der Nische, in der der Stromschrank steht. Zeichnet sich da eine Silhouette an der Wand ab? Groß, schlank, starr? Im Dämmerlicht sieht es aus, als würde die Schranktür daneben offen stehen. Das tut sie sonst nie. Elektrizität ist gefährlich, nur der Hausmeister darf daran arbeiten, und der verriegelt gewissenhaft alles, was in seinem Zuständigkeitsbereich liegt. Den Giftschrank mit dem Rattenköder zum Beispiel oder die Werkstatt mit den scharfen Äxten und Sägen. Da sichert grundsätzlich ein gewaltiges Vorhängeschloss vor unbefugtem Zugriff, genau wie am Stromschrank. Vielleicht repariert der Hausmeister gerade etwas, schließlich hat der Lichtschalter nicht funktioniert. «Wer ist denn da?»

Keine Antwort, doch sie hört ein Schnaufen, ganz sicher. Ein tiefes, angestregtes Schnaufen, dazwischen ein Wispern,

als ob jemand flüsternd ein Gedicht, ein Gebet oder eine Sure aufsagt. Flink tastet sich Mehpare durch das Regal, erfühlt erst die Federballschläger und Springseile, dann glücklicherweise Volleyball und Netz. Sie umfasst alles mit ihren Armen und eilt zur Tür. Draußen angekommen, rennt sie zu den anderen zurück in einem Tempo, das sogar Madame Malade ein Lob entlockt.

Sie erzählt nichts von ihrem Verdacht, dass sich ein Fremder im Geräteraum versteckt, denn vielleicht hat sie es sich ja doch nur eingebildet in der Dunkelheit, und dann wird nachgeschaut und keiner ist da, und alle lachen Mehpare aus. Und als sie Minuten später mit ihrer Mannschaft im Feld steht, den Ball mit dem Unterarm über das Netz pritscht, sogar zwei Punkte holt, da ist diese seltsame Begebenheit beinahe vergessen.

Frisch gewaschen und müde machen Mehpare und ihre Klassenkameradinnen sich später auf den Heimweg, der eine Belohnung ist für den anstrengenden Schultag, denn er führt größtenteils bergab und manchmal funkelt zwischen den Häusern das Meer.

Sie trödeln. Morgen ist Freitag und schulfrei, da darf man sich etwas mehr Zeit lassen. Es gibt viel zu gucken und noch mehr zu bereden, über Madame Malade oder über Mitschülerinnen, die sie nicht leiden können, weil sie hochnäsig sind oder besserwisserisch oder langweilig. Nadide biegt vor dem Haus der Wissenschaften links ab. Afife begleitet Mehpare noch durch die trubeligen Gassen des Basars. «Ich wünsche dir und deiner Familie einen schönen Freitag! Und viel Glück für deinen Akanthus, möge der Allmächtige ihn wachsen und gedeihen lassen!»

Den Rest der Strecke läuft Mehpare allein. Sie freut sich auf zu Hause, sie wird Mutter bei der Zubereitung der Manti helfen, denn die Großmutter aus Bergama hat angekündigt, ein paar Tage zu Besuch zu kommen. Zum Nachtschisch gibt es Baklava und Kaffee und Geschichten über Mutters Kindheit auf dem Land, die blumiger sind als alles, was Sara Hanım je im Naturkundeunterricht auspacken könnte. Oder sie lesen sich gegenseitig aus dem Kaffeesatz, die Großmutter weiß, wie es geht, und hat Mehpare eine rosige Zukunft versprochen, mit Haus, Mann und Sohn. Vielleicht hilft die Großmutter ja beim Einpflanzen des ... Mehpare bleibt stehen. Der Samen! Sie fährt sich mit beiden Händen in die Taschen ihrer Pluderhose, kramt darin, doch sie findet nichts. Oh nein! Jetzt fällt es ihr wieder ein! Sie hat den Akanthussamen vor dem Sportunterricht herausgeholt, weil sie sich sorgte, er könne sonst herausfallen. Und dann hat sie ihn liegen lassen. Auf der Ablage im Waschraum. Wie dumm! Wie nachlässig und dumm!

Vor ihr liegt das Wochenende, also kann sie den Samen erst in drei Tagen nach der Schule mitnehmen. Wenn die Putzfrauen ihn bis dahin nicht längst fortgewischt haben. Und selbst wenn sie ihn wiederfindet, wäre sie im Vergleich zu ihren Mitschülerinnen im Hintertreffen, und die würden vielleicht schon das erste Grün in der Erde schimmern sehen, während bei ihr noch alles öde bliebe. Mehpare schaut zum Himmel. Die Sonne senkt sich auf die Zypressenspitzen. Wenn sie die Beine in die Hand nimmt, wird sie es zur Schule und dann wieder nach Hause schaffen, bevor es dunkel ist und die Eltern sich unnötig sorgen.

In den Gassen ist es am Donnerstagabend besonders voll, weil noch das Nötigste eingekauft werden muss, bevor am nächsten Tag die Geschäfte geschlossen sind. Der Simitci

schiebt seinen Wagen durch das Gedränge, er muss die Sesamkringel unter die Leute bringen, solange sie knusprig sind. Der Haushaltswarenhändler hat einen Teil der Ware nach draußen gestellt, Kundinnen verhandeln zwischen Tür und Angel. Mehpare steigt über Stoffballen und Tonkrüge, weicht einem Huhn aus und einem blinden Mann, der sich an der Häuserwand entlanghangelt. Auf der Fetva Yokuşu kommt sie schneller voran, sie springt nur einmal zur Seite, als sich von hinten zwei Löschwagen nähern, über das Pflaster preschen, mit Rufen und lautem Geklingel, den galoppierenden Pferden blitzt das Weiße aus den Augen. Die Feuerwehr muss schnell sein, wenn es in Fatih brennt, denn die Holzhäuser stehen eng beieinander, geht eines in Flammen auf, brennt das daneben auch bald. Schon beißt Brandgeruch in Mehparens Nase, und durch die Luft weht ein Schleier aus Rauch.

Erst als Mehpare um die letzte Ecke gebogen ist und die Menschen sieht, die aufgeregt das Tor belagern, kommt ihr der Gedanke, das Feuer könnte die Schule betreffen. Niemals, wischt sie die Sorge beiseite, das Gebäude ist aus Stein, und Steine brennen nicht! Doch beim Näherkommen erkennt sie in der Menge das sorgenvolle Gesicht von Sara Hanım, die sich ein Tuch vor Mund und Nase presst. Neben ihr die zierliche Madame Malade mit schwarzen Rußflecken auf der Bluse.

«Mon Dieu!», ruft sie immer wieder. «Mon Dieu, notre pauvre école, unsere arme, arme Schule!» Ihre Lider sind rot und geschwollen, vielleicht hat sie geweint, vielleicht brennt auch der Qualm in ihren Augen.

Der Hausmeister kommt herbeigerannt, links und rechts zwei Eimer, randvoll gefüllt mit Wasser, wahrscheinlich will er die Feuerwehrleute unterstützen.

Wie sinnlos dieser Einsatz ist, wird Mehpare klar, als sie die

Flammen durch zerborstene Fensterscheiben lodern und am ehemals weißen Mauerputz lecken sieht. Glas springt durch den Druck, der entsteht, wenn eine Seite schlagartig erhitzt wird und der Temperatenausgleich nicht schnell genug auf die gesamte Fläche übertragen wird. Das haben sie neulich im Naturkundeunterricht gelernt, doch was nutzt all das Wissen in diesem Augenblick, wenn die Splitter fliegen? Dass die Schule nicht mehr zu retten ist, begreift auch, wer weder lesen noch schreiben noch rechnen kann. Wo der Geräteraum war, gähnt ein schwarzes Loch wie ein riesiger Ofen. Die Federballschläger. Die Springseile. Das Volleyballnetz. Alles wird zu Asche zerfallen sein. Mehpare muss an ihren Klassenraum denken. In die Landkarten aus Papier hat sich vermutlich längst das Feuer gefressen. Von den Tischen und Stühlen, auf denen sie während der Mathematiklausur saßen, bleiben allenfalls die Metallbeschläge übrig. Die Kreide. Der Zeigestock. Die Mikroskope. Die Samen. Oje!

Im Innern des Gebäudes stürzt etwas in sich zusammen, ein Feuerpilz quillt aus der Tür und schlägt Mehpare die Hitze ins Gesicht wie ein ätzendes Tuch.

Als sie die Augen wieder öffnen kann, sieht sie den Feuerwehrmann. Er wird herausgetragen. Seine Schutzkleidung glüht. Er schreit zum Steinerweichen. Man muss ihm doch helfen!

«Stehen bleiben!» Ein Polizist kommt mit ausgestreckten Händen auf Mehpare zu. «Lebensgefahr!»

«Aber ...» Die Tränen auf ihren Wangen verstärken das Brennen der Haut.

Der Polizist winkt Sara Hanım heran. «Kümmern Sie sich bitte um dieses Mädchen. Es rennt sonst kopflos ins Verderben!»

«Mehpare!» Die Naturkundelehrerin legt ihr den Arm um die Schultern. «Was suchst du denn noch hier?»

«Ich ... der Akanthus. Ich habe den Samen im Waschraum liegen lassen.»

«Mach dir deshalb keine Sorgen. Ich habe zu Hause noch etliche davon und bringe dir das nächste Mal einen mit.»

16 «Das nächste Mal?» Mehpare schaut fassungslos auf das Inferno und will schreien, es sei offensichtlich, dass es kein nächstes Mal geben wird, weil alles, einfach alles zerstört und diese wunderbare Schule am Ende ist. Doch sie schluchzt so sehr, dass sie kein verständliches Wort herausbringt. Sara Hanım geleitet sie behutsam in die entgegengesetzte Richtung. Dahin, wo sich die Bärtigen Männer versammelt haben, regungslos, die Kleidung unbeschmutzt, die Mienen aus Stein. Und irgendwann, als sie schon eine halbe Ewigkeit an der Schulter der Lehrerin lehnt, kommt Mehpare zur Ruhe.

Noch immer werden die Rufe der Feuerwehrleute vom Prasseln der Flammen übertönt. Die Schaulustigen kommentieren die Katastrophe. «Was für eine Schande», klagen die einen. «Lob und Preis sei Gott», jubeln die anderen.

Und direkt hinter ihr, ohne jeden Zweifel, da hört Mehpare das Schnaufen und Wispern, das sie vorhin im Geräteraum vernommen hat.

II.

## **Die Saat**

## Imke

### *Zwischen Münster und Istanbul – heute*

18

*World Roaming dazubuchen ✓*  
*200 Euro in Türkische Lira umtauschen ✓*  
*Impfpass: Hepatitis, Tollwut, Tetanus ✓*  
*Auslandskrankenversicherungsbescheinigung ✓*  
*Reiseapotheke: Kohletabletten, Ibus, Bullrichsalz, Wund-  
und Heilsalbe, Schnupfenspray, Hustensaft, Halsbonbons,  
Sonnenschutz Faktor 50, Fieberthermometer ✓*

Die Haken hinter jeder Zeile sind Baldrian.

Aufschreiben. Erledigen. Abhaken. Ruhe im Karton.

Ich schließe das Programm, klappe den Laptop zu und zwänge ihn in die Vordertasche meines übervollen Handgepäcks.

«Ich muss los!»

Meine Ma steht auf dem Balkon. In der einen Hand einen hellgrünen schlappen Setzling, in der anderen einen Blumentopf. Sie will neuerdings ins Urban Gardening einsteigen. «Viel Spaß, mein Bienchen! Wenn du zurückkommst, gibt es Tomatensalat. Und Tomatensuppe. Und selbst gemachten Ketchup.» Ma startet immer ganz groß, damit sie umso dramatischer scheitern kann. Seit ein paar Tagen sind ihre Haare – passend zu den Ambitionen – tomatenrot. Die heben sich ab vor dem Beton, denn bislang war die einzige Farbe auf unserem Balkon das Rostrot der Wäschespinne. Gewachsen ist da noch nie etwas, und ich verspüre Mitleid mit dem

Tomatensetzling. Der hätte es besser treffen können – eine Parzelle im Kleingartenverein, ein handtuchschmales Reihenhausgrün, sogar ein Küchenfenster im Studierendenwohnheim – alles wäre vielversprechender als dieser triste Balkon einer Mutter-Tochter-Zweck-WG auf der schattigen Seite des viel befahrenen Ludgeri-Kreisels.

Ma gräbt schon wieder konzentriert in der Erde und macht keinerlei Anstalten, reinzukommen und ihre Tochter kurz zu drücken.

19

«Ich schicke dir eine Nachricht, wenn ich angekommen bin, ja?» Ich verlasse die Wohnung, ohne mich noch einmal umzuschauen. Es ist bloß ein Monat. Wird schon.

Muss ja.

*Bus zum Bahnhof ✓*

*Regionalzug zum Flugplatz ✓*

*Koffer aufgeben ✓*

*Sicherheitskontrolle ✓*

*Passkontrolle ✓*

*Warten Warten Warten ✓*

*Boarding ✓*

Doch als der Flieger abhebt, bekomme ich, obwohl ich beim Online-Check-in einen Fensterplatz ziemlich weit vorne ergattert habe, kaum etwas mit, weil ich Rotz und Wasser heule. Dabei hatte ich mich die ganze Zeit im Griff. Als der Koffer auf dem Laufband auf und davon fuhr, fühlte ich mich wie ein Elternteil, das den Nachwuchs zum ersten Mal in der Kita abliefert und erstaunt ist, warum sich der Knirps nicht ein einziges Mal umschaute. Und beim Securitycheck habe ich meine Ohrringe, meine Brille, einfach alles Metallische in die

Plastikwanne gelegt, damit die Sensoren nicht anschlagen, bis eine Mitarbeiterin frotzelte, wenn ich eine künstliche Hüfte habe, dürfe ich die gern lassen, wo sie ist, so pingelig sei man hier nun auch wieder nicht. Viel zu früh saß ich am Gate und aß tatsächlich die Stulle, die ich heute Morgen am Küchentisch geschmiert hatte, im sicheren Wissen, keinen Bissen herunterzukriegen, bevor ich mich schließlich – wie eine, die Flugmeilen sammelt statt Bonuspunkte im Discounter – in die Reihe stellte, den QR-Code scannte, das Drehkreuz passierte und durch die schlauchartige Gangway das Flugzeug betrat. Dann gab es kein Zurück, was mich irgendwie beruhigte. Ich kramte den Laptop hervor, klemmte ihn in die Tasche am Vordersitz zwischen Spucktüte und Sicherheitsmerkblatt, einsatzbereit, sobald die Flughöhe erreicht wäre, schließlich habe ich noch eine Menge zu tun. Die Maschine zog eine steile Schleife über das Münsterland. Ich schaute aus dem Fenster und fand es eigentlich schön, meine Heimat so zu sehen, diese Patchworkdecke aus Futtermittelackerland, Forstgebieten und den backsteinroten Klecksen katholisch geprägter Bauernschaften.

Bis die ältere Passagierin neben mir leise zu summen begann, wahrscheinlich unbewusst, diesen Schlager von der Freiheit über den Wolken. Und das holte mich auf den Boden der Tatsachen zurück.

Es ist nämlich so: Ich teile mir mit meiner Ma einen Musik-Streaming-Account. Und an einem Sonntag in den letzten Semesterferien habe ich mir Zeit genommen und ihr in aller Ruhe erklärt, wie das geht mit den Lieblingsliedern, die man zusammenstellen kann.

«Wie früher die Mixtapes mit dem Kassettenrecorder?», hat Ma gefragt.

«Ja, in etwa so, bloß viel einfacher.»

«Das ist ja toll, mein Bienchen.» Sie nennt mich immer so. Bienchen. Ich kann es ihr einfach nicht austreiben. Jedenfalls habe ich daraufhin die Playlist meiner Ma wachsen sehen, jeden Tag kam ein neuer Song dazu. *Freiheit* von Marius Müller-Westernhagen, *Frei wie der Wind* von Santiano, *Freiheit, die ich meine* von Peter Maffay, *Wie weit fliegt die Taube* von Karat und eben *Über den Wolken* von Reinhard Mey – lauter alte weiße Männer, die die Freiheit definieren. Wirklich nicht mein Geschmack, doch es hat mich gefreut, dass Ma Spaß am Musiksammeln hatte und auch so lange drangeblieben ist, denn meistens verliert sie schnell die Lust an neuen Dingen und fängt zu meckern an, wie langweilig die Welt geworden sei. Aber dann kam Ma dahinter, dass man den Liederlisten auch Namen geben kann, und wollte, dass ihre Kollektion *Meine Freiheit* heißt. Das funktionierte nicht, x-mal hat sie es ausprobiert und mich am Ende gefragt: «Bin ich zu blöd dazu, oder was?»

«Na, das liegt daran, dass schon jemand vor dir auf die Idee gekommen ist und es diesen Namen schon gibt. Auch schon *Meine Freiheit 1* und *Meine Freiheit 2* und *Meine Freiheit* mit allen möglichen Jahreszahlen.» Wir haben uns die anderen Freiheits-Playlists angeschaut, es waren größtenteils dieselben Lieder drauf. «Reg dich nicht auf, Ma!» Doch das hat sie trotzdem. Richtig reingesteigert hat sie sich. «Was ist denn meine blöde Freiheit überhaupt wert, wenn ich sie mit so vielen Menschen teilen muss?» Schimpfen, heulen und danach eine Woche heruntergelassene Jalousien und die Weigerung, Medikamente zu nehmen. Soweit ich das sehen kann, hat meine Ma den Account nie wieder genutzt.

Und nun summt die Sitznachbarin dieses Lied von Reinhard

Mey, das wahrscheinlich immer irgendjemand summt, wenn ein Flieger durch die Wolkendecke stößt, aber mir bricht das Herz. Freiheit ist ein Versprechen. Aber sie tut schrecklich weh.

«Kann ich Ihnen helfen?», fragt der Steward, der Getränke verteilt.

22 Ich schüttele den Kopf, schnäuze in mein eiligst aus dem proppenvollen Rucksack herausoperiertes Taschentuch, schaue wieder aus dem Fenster. Doch vom Münsterland ist nichts mehr zu sehen.

Der Abschied eben ging zu leicht vonstatten, und jetzt schrillen bei mir alle Alarmglocken. Die Phasen, in denen meine Mutter so handelt wie andere Mütter und beispielsweise Tomaten auf dem Balkon pflanzt, sind minimal kurz und kündigen oftmals Katastrophen an. Das ist es, weshalb ich mich nie lange wegtraue: die Zeiträume, in denen das problemlos möglich wäre, reichen nicht, um die Welt zu entdecken. Mal mit dem Schwimmclub Münster übers Wochenende zum Wettkampf an den Niederrhein, ja, das geht. Mit meiner Freundin Berenice ein paar Tage Wandern im Sauerland auch. Aber die Exkursion mit der Uni nach Antwerpen – die ich beim besten Willen nicht absagen konnte, denn wer einen Master in Humangeografie anstrebt, sollte sich auch mal andere Städte als nur die Westfalenmetropolen anschauen – habe ich zwei Tage früher abbrechen müssen, weil sich Mas Blinddarm entzündete. Es kann sein, dass ich gleich lande, das Handy wieder anstelle, und meine Ma hat auberginefarbene Haare (was harmlos wäre) oder ein neues Auto gekauft (wofür das Geld fehlt, aber das könnte man wieder rückgängig machen), oder (und das wäre am schlimmsten, denn da gibt es oft tagelang keine Lösung) sie ist in der Höhle ihrer Bettdecke verschwunden. Womöglich passiert auch gar nichts. Man weiß es vorher nicht. Das ist

der Grund, der mich vor zwei Wochen zögern ließ, als ich den Arbeitsvertrag unterschreiben sollte. Befristet zwar, aber dafür nicht bei irgendeiner Feld-Wald-Wiesen-Firma, die sich um die Platzierung von Windkraftanlagen in der westfälischen Pampa streiten muss. Sondern bei GestAlterna!

Vom ersten Gehalt will ich für unsere Mutter-Tochter-Zweck-WG eine neue Waschmaschine kaufen, vielleicht sogar eine mit Trocknerfunktion, dann hätten wir endlich mehr Platz auf dem Balkon. Und wenn ich mich nicht total dämlich anstelle und die mich tatsächlich langfristig übernehmen, könnte ich das Bafög zurückzahlen. Und dann vielleicht den Führerschein machen ...

Als mir der Chef höchstpersönlich beim Kennenlerngespräch eröffnete, dass ich bei einem superwichtigen Projekt assistieren werde – die Begutachtung eines Institutsgebäudes aus den 1930er Jahren –, war der Jubel groß. Als mein neuer Arbeitgeber anschließend auf die Details zu sprechen kam, hat es mich allerdings immense Kraft gekostet, nicht zusammenzusacken wie ein im Höhenwind kollabierender Heißluftballon: Das Institutsgebäude stehe übrigens nicht in Münster, noch nicht einmal in Nordrhein-Westfalen, sondern in der Altstadt von Istanbul. Das Hotelzimmer sei für einen Monat gebucht, ich assistiere dem neuen Juniorpartner, Architekt Surau, der sei begeistert von meiner Masterarbeit – *Balkone in Mehrfamilienhäusern und ihre gärtnerische Nutzung im Wandel der Zeit* –, die passe ja wie die Faust aufs Auge. Denn das Gebäude, um das es gehe, habe früher das Botanische Institut der Universität Istanbul beherbergt, also auch Thema Garten im urbanen Raum. Ich sei quasi prädestiniert, welche glückliche Fügung, wenn ich das anständig hinkriege, könne man ja

mal darüber nachdenken, wie es nach dem Projekt für mich weitergehe bei GestAlterna.

Ich habe genickt und den Rücken durchgedrückt, aber in Wahrheit habe ich mich in mich selbst verkrümelte und nur gedacht: «Scheiße, Istanbul, ein ganzer Monat. Scheiße, was mache ich dann mit meiner Ma?»

24

Ich brauche ein weiteres Taschentuch.

«Wirklich alles in Ordnung?», fragt der Steward, der inzwischen eingeschweißte Käsebrötchen und Joghurt mit Aprikosengeschmack reicht. «Falls es Flugangst ist, kann ich Sie beruhigen: Die Pilotin ist sehr erfahren, und die Wetterprognose optimal.»

«Nein danke, das ist es nicht.»

«Liebeskummer?», wird die Sitznachbarin indiskret.

«Ich bin einfach müde.»

«Dann machen Sie doch ein Nickerchen.» Die Sitznachbarin tätschelt meinen Arm. «Ich wecke Sie, wenn wir im Landeanflug sind, versprochen.»

«Danke, das ist nett, aber ich fürchte, dafür fehlt mir die Zeit. Entschuldigung ...» Ich klappe den Laptop auf und öffne das Postfach. Heute Morgen, als ich schon zwischen gepackten Koffern stand, hat GestAlterna endlich die offizielle Einladung weitergeleitet. Ich war mir schon richtig blöd vorgekommen: Die naive Studentin, die ihren allerersten Job in der Tasche hat, ruft alle naselang an und scheitert bereits an der Telefonvermittlung.

«Ich benötige die Unterlagen, damit ich mich in das Projekt einlesen kann.»

«Wir leiten aber keine vertraulichen Unterlagen weiter, bevor der Arbeitsvertrag unter Dach und Fach ist.»

«Den habe ich Ihnen direkt nach Erhalt unterschrieben zugeschickt.»

«Soweit ich den Vorgang einsehen kann, liegt Ihre Akte jetzt erst mal beim Personalrat.»

«Aber wann soll ich mich denn vorbereiten? Ich meine: Istanbul! Da kenne ich mich überhaupt nicht aus. Wie soll ich ohne fundiertes Hintergrundwissen ein Gutachten erstellen?»

25

«Nun mal langsam mit den jungen Pferden, Frau Voigt. Sie sind lediglich die Assistentin von Herrn Surau. Und der kennt sich in der Thematik bestens aus. Das reicht.»

«Aber ...»

Man konnte das Augenrollen durchs Telefon hören. «Hören Sie! Ich kann versuchen, da was zu beschleunigen, aber die ganze Angelegenheit scheint mir ohnehin arg kurzfristig. Und in einer Firma unserer Größe haben wir nun mal unsere vorgeschriebenen Abläufe ...»

Ich habe lieber nicht noch mal angerufen. Vielleicht ist das ja wirklich ganz normal. Und ich will diesen Job nicht verlieren, bevor er überhaupt angefangen hat, nur weil die Frau von der Telefonzentrale warnt: Die Neue, diese Imke Voigt, die bringt mich noch auf die Palme.

Stattdessen habe ich mäßig erfolgreich versucht, diesen Architekten Surau, der ja so begeistert von meiner Masterarbeit gewesen sein soll, zu googeln. Foto Fehlanzeige, aber immerhin weiß ich jetzt, dass Surau in Bochum studiert und nach einigen Assistentenjahren bei GestAlterna als Juniorpartner und Experte für nachhaltige Umnutzungskonzepte angefangen hat.

Als ich den Anhang öffne, erscheint das Logo des Auftraggebers. Schlicht, rote Schrift auf weißem Grund, Telefonnummer, Website, sogar Social-Media- und YouTube-Account. Einzig exotisch wirken die vielen üs und das Häkchen über

dem g in *Müftülügü*. Dabei handelt es sich um die Istanbuler Vertretung des Diyanet, also des Präsidiums für Religionsangelegenheiten. Es regelt im Auftrag der türkischen Regierung alles, was im weitesten Sinne mit dem Islam zu tun hat, von der Pilgerfahrt nach Mekka über Familiensachen bis hin zu Bautätigkeiten an Moscheen weltweit. Nicht von ungefähr verströmt der Müftülügü-Briefkopf eine ähnlich bürokratische Aura wie der einer Diözese in – keine Ahnung – Paderborn.

*Sehr geehrte Damen und Herren, Bezug nehmend auf unsere Korrespondenz zur Erstellung eines denkmalfachlichen Gutachtens erwarten wir die Ankunft von Herrn Architekt Surau und seiner Assistentin, Frau Voigt. Anbei die für Sie zusammengestellten Unterlagen zur Kenntnisnahme. Mit freundlichen Grüßen, i. A. Ahmed Karataş, Diyanet İşleri Başkanlığı*

Ich klicke auf den digitalen Ordner. Dreißig Seiten, eng beschrieben, als Anlage zusätzlich noch Architekturskizzen verschiedenster Dekaden und ein kleinteiliges Personen- und Materialregister, im Original auf Türkisch, durch deutsche Übersetzung in der Fußnote ergänzt.

Das Deckblatt des PDF-Dokuments zeigt ein apricotfarbenes, kantiges Gebäude, Erdgeschoss plus zwei Stockwerke, hinter dunklen Fenstern lassen sich die Umrisse von Kartonpappen erahnen, der Putz wird von Moosen grün schraffiert, Büsche am Fuße der Mauern betten das Haus wie auf einem Kissen.

Bei dem zu begutachtenden Gebäude handelt es sich um ein von 1935–1937 errichtetes Bauwerk, das vom österreichisch-schweizerischen Architekten Ernst A. Egli konzipiert wurde. Es diente von 1937–2018 als Botanisches Institut und grenzt

an den zur selben Zeit angelegten Botanischen Garten, der in einem desolaten Zustand ist.

Das Gutachten soll klären, inwiefern Institutsgebäude und Garten als Baudenkmäler anzuerkennen sind, selbstredend nach europäischem Standard, weshalb wir Sie als deutsche Sachverständige zurate ziehen.

Die Auftraggebenden benötigen eine professionelle Einschätzung, welche baulichen Veränderungen im Zuge der dringend notwendigen Sanierung von Elektrik und Heizung, der Verbesserung der Energieeffizienz sowie der Nutzungsänderung vorgenommen werden können, ohne gegen denkmalschutzrechtliche Vorgaben zu verstoßen.

27

Denkmalschutz war im Studium nicht gerade mein Schwerpunkt. Ehrlich gesagt kann ich nicht behaupten, überhaupt einen gehabt zu haben. Geografie war damals eine Empfehlung der Studienberaterin, nachdem ich erzählt hatte, ich würde mich für Menschen interessieren. Wie die so miteinander klarkommen. Hätte mein Abischnitt gepasst, wäre ich vielleicht lieber Psychologin oder Soziologin geworden, aber gut, nun bin ich eben Städteplanerin und beschäftige mich mit der Frage, warum Menschen sich entscheiden, an einem Ort zu bleiben. Und wie sie sich dort einrichten, Wurzeln schlagen, überleben.

Kurze Zusammenfassung der Historie:

Das Areal wird seit 1826 als Sitz der Islamischen Religionsbehörde genutzt. Nach der Republikgründung wurde ein Teil des Grundstückes enteignet und für nicht religiöse Bildungszwecke genutzt, erst 2014 hat die Regierung diesen Schritt rückgängig gemacht, sodass die heutige Alleineigentümerin unumstritten Istanbul Müftülügü ist ...

Das monotone Dröhnen der Triebwerke macht mich ganz dösig, die Buchstaben verschwimmen, die Augen fallen mir zu. Vielleicht ist es sinnvoll, sich erst einmal auf die Bilder zu konzentrieren, also setze ich mich übertrieben aufrecht hin. Je unbequemer, desto schärfer die Aufmerksamkeit. Alte Kupferstiche, historische Grundstückspläne, Männer mit langen Bärten, Männer mit Turbanen, Männer auf Gebetsteppichen. Menschen inmitten exotischer Pflanzen, eine struppige Katze streicht um die dünnen Stämme junger Palmen.

Einweihung des Botanischen Gartens, Istanbul 1937, v.l. n. r.:  
 Alfred und Magda Heilbronn, Mehpare Başarman, Leo Brauner, Johann Cramer ...

Die Namen und Gesichter sind mir fremd. Noch. Ich werde diesen Ordner studieren, Hunderte Bilder sichten, mich mit dem Thema vertraut machen, jetzt, sofort. Doch nachdem ich in der Nacht kein Auge zubekommen habe vor Reisefieber, spielt die Optik verrückt. Ich sehe zwar im linken Blickfeld das Foto, im rechten jedoch die vordere Sitzreihe, das kleine Fenster, die Freiheit über den Wolken. Die Bilder schieben sich im Hirn übereinander, plötzlich baumeln Lianen von der Kabinendecke, und zwischen den Lehnen wuchert Efeu bis in die hinterste Ritze, Schmetterlinge begleiten meinen Flug, Lastenesel trampeln durch den Mittelgang ...

«Hallo?», sagt eine Stimme, und ich schrecke hoch. «Wenn Sie jetzt aus dem Fenster schauen, sehen Sie das Marmarameer.»

Das kann nicht sein!

«Ist es nicht wunderschön?»

Ein blauer Spiegel unter uns, lange, schmale Tanker da-

rauf wie Kois im Teich, ab und zu ein Klecks von einer Insel. «Ja.» Der Laptop ist mir vom Schoß gerutscht und klemmt halb aufgeklappt zwischen Sitz und Wand, der Akku ist fast leer.

«Waren Sie schon mal in Istanbul?», fragt meine Sitznachbarin. Wahrscheinlich hat sie Sorge, dass jetzt, wo ich aufgewacht bin, die Heulerei wieder losgeht, und versucht, mich abzulenken. «Eine atemberaubende Stadt. So viel Kultur, so viel Geschichte: Großer Basar, Hagia Sophia, Topkapı ...»

«Wie lange habe ich geschlafen?»

«Anderthalb Stunden bestimmt. Tief und fest!»

«Oh Mist!» Ich bringe den Laptop wieder in Position. Die nächste Schwarz-Weiß-Fotografie zeigt junge Frauen, die verblüffenderweise kein Kopftuch tragen, sondern kurze Hosen, und die nicht verschüchtert an der Mauer des kasernenähnlichen Innenhofs entlanghuschen, sondern den gesamten Platz einnehmen wie eine Armee beim Exerzieren. Breitbeinig, elegant, aufrecht stehen sie da, im Ballett nennt man diesen Schritt wohl Plié. Nach Religionsbehörde sieht das jedenfalls nicht aus.

*Mädchengymnasium Istanbul, 1923–1926* steht kaum entzifferbar unter dem Bild, und ich will die Suchmaschine anwerfen, um herauszufinden, was es mit dieser Schule auf sich hat und weshalb sie nur so kurz existierte. Doch dann fällt mir ein, dass ich im Flugzeug sitze und kein WLAN habe. Die Anschallzeichen leuchten bereits, der Landeanflug hat begonnen. Erste Hochhäuser belagern den Küstenstreifen, sehen aus wie hochkant aufgestellte Legosteine – die langen, schmalen mit den vielen Noppen –, dazwischen die runden Dächer kleiner Moscheen und wenig Grün. Unterdrückte Unruhe ist zwischen den Reihen spürbar, und die Sitznachbarin hört zu reden auf, als sei das untersagt worden.

Eine Mikrofonstimme bittet darum, die Lehnen senkrecht zu stellen, die Tische hochzuklappen, die Fensterverdunklung zu öffnen.

«Technische Geräte bitte ganz ausschalten!», mahnt der Steward, der kontrollierend durch den Mittelgang schreitet.

30 Es fühlt sich an, als sei ich beim Schummeln erwischt worden, also klappe ich hastig den Laptop zu.

Das Flugzeug gleitet durch die sich verändernden Luftschichten, keine Wolken, über denen die Freiheit grenzenlos ist, dafür strahlender Sonnenschein. Das Wasser unter uns kommt näher, und mit ihm die riesige, fremde, fantastische Stadt.

## Magda

*Münster in Westfalen – Frühjahr 1933*

Magda macht einen Umweg. Roxeler Straße, am Friedhof einen Schlenker nach links, hinter dem alten Lazarett rechts über die Münzstraße hinweg zur Jüdefelder. Das dauert sicher eine Viertelstunde länger als die Strecke am Botanischen Garten entlang, der lediglich durch ein Wiesengrundstück und den Schlossgartengraben, über den eine neu errichtete Holzbrücke führt, von ihrem Haus getrennt ist. Doch Magda macht bewusst einen großen Bogen um das Schloss und die Grünflächen. Denn es ist der Tag, an dem die Ulmen gefällt werden. Das bricht ihr das Herz. Die vertrauten Bäume, in deren Schatten sie als junges Mädchen gespielt hat. Im letzten Sommer hingen statt saftiger Blätter nur dürr-braune Fähnchen an den Ästen. *Ophiostoma ulmi* wütet schon seit Ende des Großen Krieges in den Niederlanden, nun hat es das Ulmensterben tatsächlich bis nach Münster geschafft. Ein durch Käfer übertragener Schlauchpilz, der das Xylem verklebt, sodass der Wassertransport im Stamm nicht mehr funktioniert. Mikroskopisch kleine Sporen bringen auf diese Weise Baumriesen von mehr als dreißig Meter Höhe zu Fall.

«Wir haben sie gewarnt», hat Alfred heute Morgen beim Frühstück geschimpft, während Magda ihm den Krawattenknoten etwas lockerer band. «Den Bürgermeister, den leitenden Stadtgärtner, einfach alle haben wir gewarnt. Man hätte das Schlimmste verhindern können.»

Es stimmt. Alfred weiß schon lange von dem Käfer. Bereits

vor einem Jahr haben er und sein Gartenassistent Johann Cramer prophylaktisch vorgeschlagen, Erzwespen und Raubwanzen auszusetzen, die als natürliche Antagonisten gelten. Womöglich wäre man dann mit drei oder vier Notfällungen hingekommen. Doch aufgrund der politischen Turbulenzen ist erst im Dezember über den Ratsbeschluss verhandelt worden. Viel zu spät, nun müssen alle Ulmen weg. Die ganze Allee. Von Weitem sieht Magda Leitern an den Stämmen lehnen. Noch sind die Männer mit den Sägen nicht hinaufgestiegen. Doch wenn sie erst einmal bei der Arbeit sind, geht es schnell. Ein hundert Jahre alter Baum ist, wenn man es geschickt anstellt, in wenigen Stunden zu Brennmaterial zerlegt. Die Lieferwagen des Holzhändlers stehen zum Abtransport parat.

Magdas Schuh rutscht über den Morgentau, der das Kopfsteinpflaster benetzt. Sie ist nicht als Einzige so früh Richtung Domplatz unterwegs. Heute ist Markttag, den die westfälische Hausfrau zum Einkaufen frischer Lebensmittel nutzt. Leere Körbe müssen gefüllt werden. Die größte Auswahl gibt es bis neun, spätestens halb zehn. Pumpnickel ist schnell ausverkauft. Und der Holländer reist zwar mit einer beachtlichen Ladung Käse an, doch will man ein Stück aus der Mitte ergattern, muss man flink sein. Der Fisch kommt direkt aus der Nordsee. Ob es Matjes gibt? Man könnte ihn mit Äpfeln, Zwiebeln und Stippmilch zubereiten. Und Speck, warum nicht – seit beide Eltern nicht mehr leben, ignoriert Magda die Fastenzeit. Und Alfred? Lebte nie wirklich kosher und braucht etwas Tröstendes im Magen. Er liebte die Ulmen.

«Wirst du es dir ansehen?», hat Magda gefragt, als Alfred seinen Kittel überzog und nach der Aktentasche griff.

Er schüttelte unwirsch den Kopf. «Heute steht das pflanzenphysiologische Praktikum auf dem Stundenplan. Wir werden

Proben aus dem Pharmakologischen Beet entnehmen. Fünf- undzwanzig ungeduldige Erstsemester – da kann ich unmöglich fehlen. Du weißt doch: Am Staunen meiner Jungstudenten in der ersten Mikroskopierstunde erkenne ich, wer das Zeug zum Botaniker hat – und wem ich in wenigen Wochen den Wechsel zur Landwirtschaftlichen Fakultät empfehlen kann.» Dann verließ er, wie immer pünktlich um kurz vor acht, das Haus. Magda möchte wetten, er tut es sich dennoch an. Das Pharmakologische Beet liegt dicht am Institut, und während die jungen Leute fleißig Heilpflanzen sammeln, wird Alfred die Gelegenheit nutzen und regelmäßig um die Backsteinmauer des Schlosses schießen, wie weit der Akt der Zerstörung vorangeschritten ist.

Auf dem Überwasserkirchplatz kommt ihr Frau Münzer entgegen, eine kleine, unscheinbare Frau. Man kennt sich flüchtig aus der Kirchengemeinde und von offiziellen Empfängen der Universität. Normalerweise wechselt man auch ein paar Worte über das Wetter und die viele Arbeit, die die Männer immer später nach Hause kommen lässt. Doch heute beschleunigt Frau Münzer den Schritt. Elend sieht sie aus. Magda nimmt sich vor, sie demnächst auf eine Tasse Kaffee einzuladen. Nicht, weil sie erpicht darauf wäre, über das Wetter zu plaudern – der März macht seine Sache ganz ordentlich, Frühling allenthalben. Doch es gehört sich unter Professorengattinnen, ein Auge aufeinander zu haben.

Vor dem Trödlerladen am Spiegelturm, zwischen Bücherkisten und anderem Plunder, haben sich zwei Uniformierte postiert. Den einen kennt Magda von früher, als sie Lehrerin an der Knabenvorschule war.

«Guten Morgen, Eugen.»

Er ist der Sohn vom Eisenschmied Wittenkämper in der

Kuhstraße, ein schlichtes, aber freundliches Gemüt, sowohl Vater als auch Sohn.

Eugen erkennt sie erst auf den zweiten Blick, dann tippt er sich an die Kappe.

34 «Ach! Guten Morgen, Fräulein ...» Er stockt. Ihm muss aufgefallen sein, dass sie längst kein Fräulein mehr ist. Auch wenn Magda – wenn man denn ihre unauffällige Erscheinung überhaupt bemerkt – noch immer als junges Mädchen durchgehen könnte. Feingliedrig, blond und helläugig ist sie. Ihr Lächeln wirkt mitunter verschmitzt, wie man ihr sagt. Den Gedanken, schon eine Weile über vierzig und für viele Menschen unsichtbar geworden zu sein, verbietet Magda sich. Er taucht ihr Gemüt ins Graue.

«Seit zwanzig Jahren heiße ich Heilbronn.» Den Dokortitel verschweigt sie. Kerle, die so einfältig sind, sich in diese Uniform stecken zu lassen, können mit akademischen Graden ohnehin nichts anfangen. Insbesondere, wenn der Doktor einem Frauennamen vorangestellt ist. «Was macht ihr hier?», will sie wissen.

«Na, aufpassen.»

«Worauf?»

«Der Eigentümer ist Jude.»

«Das weiß ich.»

«Dann kaufen Sie besser nicht dort ein.»

«Und dafür sorgt ihr?»

Eugen Wittenkämper nickt so gewissenhaft, dass ihm beinahe die Kappe vom Kopf rutscht. «Heute den ganzen Tag. Und in der ganzen Stadt.»

«Soso.» In Magdas Brust schlagen zwei Herzen. Das erste, das junge und saftige, mit dem wilden roten Blut, ist versucht, jetzt einfach dort hineinzugehen, obwohl sie für Trödel rein

gar nichts übrig hat. Es will sich von einem Bengel wie Eugen Wittenkämper nichts vorschreiben lassen. Und von der neuen Regierung, die ihn dort Wache stehen lässt, schon gar nicht. Doch das zweite Herz ist blass und bange, als wäre es – den Ulmen gleich – von einem Schädling befallen und nicht mehr in der Lage, die Adern mit Leben zu füllen.

Magda hört die Domuhr neun schlagen und will ihrem Mann heute keinen Käse mit Rinde zumuten.

«Schönen Tag noch, Frau ...» Er zögert.

«Heilbronn!», wiederholt sie.

«Alfred Heilbronn?», fragt er nach.

«Ja», bestätigt Magda. Was sollte gefährlich daran sein? In Alfreds Akte wurde schon bei ihrer Hochzeit vor zwanzig Jahren das *jüdisch* zu *protestantisch* umgewandelt. Zudem steht da der Hinweis auf sein Verdienstkreuz für Kriegshilfe. Jeder in Münster weiß, was Alfred damals Großartiges geleistet hat, als er ein Areal mit Brennessel, Giersch und Bärenklau bepflanzt und die Bevölkerung dazu aufrief, in den Botanischen Garten zu kommen, um sich schlau zu machen. Diese zu Unkraut degradierten Pflanzen sind essbar und gesund, bei richtiger Zubereitung sogar schmackhaft. Der *Gute Heinrich* beispielsweise, der in bäuerlichen Gegenden wie dem Münsterland den ganzen Sommer über prächtig gedeiht, lässt sich bis auf die Wurzeln verwerten. Die Blätter schmecken wie Spinat, die Stängel wie Spargel, die Blüten ähneln Blumenkohl, und die getrockneten, gemahlene Samen können als Mehlersatz dienen. In alten Büchern hat Magda sogar Hinweise darauf gefunden, dass die zerstoßenen Rhizome früher als Wurmkur eingesetzt wurden. Kriegsgemüse, haben die Einheimischen dazu gesagt. Und es Alfred gedankt, dass er sein Wissen mit ihnen teilte und sich so die schlimmsten Hungermonate

überstehen ließen. Nicht ohne Stolz fügt Magda also beim Fortgehen hinzu: «Professor Alfred Heilbronn ist mein Ehemann.»

36 Unter der Brücke plätschert die Aa, und in der Böschung am Uferrand geben Vögel ein Konzert. Weit fröhlicher als das Orgelspiel, das die Sandsteine des nahen Doms dröhnen lässt. Akkorde in Moll, Passionszeit, noch gut zwei Wochen bis zur Auferstehung mit ihrem Versprechen auf bessere Zeiten.

Bessere Zeiten, denkt Magda, was sollen die groß bieten. Sie hat doch alles. Einen fleißigen Mann mit festem Charakter. Einen fast erwachsenen Sohn, eine zur Frau reife Tochter, beide begabt und gesund. Und das Haus, ja, das hat sie auch. Jedes der vierzehn Zimmer trägt ihre Handschrift, und der Garten wird in diesem Jahr, im dritten Sommer nach dem Einzug, zum ersten Mal in voller Blüte stehen. Die Forsythien strahlen schon seit Wochen mit der Märzsonne um die Wette. Jetzt sprießen die Krokusse. Ob es Ostern warm genug sein wird, um mit den Achtermanns draußen Kaffee zu trinken?

Im Schatten des Doms ist viel los. Magda passiert die Holzkäfige, in denen Hühner gackern und Kaninchen an Gemüseresten knabbern. Ein paar Meter weiter erhebt sie beim Emsdettener Bauern Sellerie, Rote Bete und einen Rest Winterkartoffeln.

Der Blumenhändler grüßt und zieht eifrig den Hut. Frühe Narzissen bündeln sich in den Zinkeimern zu seinen Füßen. Obwohl Magda noch nie Blumen gekauft hat und es in ihrem Leben wohl auch niemals wird tun müssen, ist der Mann ihr gegenüber stets freundlich und voller Respekt. «Meine Empfehlung an den Herrn Gemahl!»

«Werde ich ausrichten», grüßt Magda zurück.

Kleine Marktplaudereien wie diese sind oft die einzigen Worte, die Magda wechselt, sobald Alfred und die Kinder

aus dem Haus sind. Öde, sich endlos wiederholende Phrasen vertonen Magdas Alltag.

Sie mahnt sich, brav zufrieden zu sein und dem Herrn im Himmel für seine Güte zu danken. Doch sie wartet auf das dazu passende Gefühl. Eine glimmende Zufriedenheit, dem warmen Ofenfeuer gleich, empfindet Magda nur über Bücher gebeugt, mit dem Stift in der Hand. Die Formvollendung eines steinernen Torbogens aus der Antike vermag sie glücklich zu machen. Der Spaltöffnungsapparat der *Camellia japonica* verschönert ihr jeden Tag. Sie hat geglaubt, wenn die Kinder erst einmal beide auf das Gymnasium gehen und Haus und Garten fertig sind, dürfe sie wieder studieren, vielleicht sogar unterrichten. Doch es ist anders gekommen. Die letzten Jahre haben ihr viel Kraft geraubt, das Geld ist knapp, und das neue Deutschland erwartet von Frauen andere Dinge als akademisches Wissen. Womöglich war es das also schon, womöglich ist Magda angekommen und darf nicht mehr allzu viel erwarten vom Leben. Seit Monaten gibt das graue Herz den Takt vor. Das graue Gemüt die Melodie. Und Magda ist nie zum Tanzen zumute.

Immerhin, es gibt Pumpernickel, Edamer und geräucherten Matjes. Ihr Korb liegt schwer in der Ellenbeuge. Nur noch der Speck, dann hat sie alles beisammen. Doch am Platz gegenüber vom Postamt, an dem normalerweise der Fleischer Samuel seinen Stand aufgebaut hat, klafft eine Lücke. Außer Magda stehen noch andere Käufer ratlos herum.

«Aber er hat die besten Töttchen», beschimpft ein älterer Mann den hochgewachsenen, mit offizieller Hakenkreuz-Armbinde ausgestatteten Brillenträger, der seelenruhig ein Plakat an den Laternenpfahl kleistert. *Deutsche, kauft nicht bei den Juden.*

«Sie müssen sich irren! Der kann doch kein Jude sein. Töötchen besteht aus Schweinefleisch. Das sagt doch alles.»

Der Offizielle zieht die Nase hoch und spuckt auf die Pflastersteine, der Rotz landet haarscharf neben dem Schuh des empörten Kunden.

38 Der geht fast in die Luft. «Euch hat es doch bloß nicht gefallen, dass Hitler in Münster die Mehrheit verfehlt hat! Jetzt wollt ihr uns Angst einjagen! Durchsuchungen, Verhaftungen, Boykott! Eine Schande ist das!»

Soll Magda ihm beipflichten? Oder – wie die meisten anderen – schulterzuckend zur Konkurrenz wechseln?

Magda fehlt für beides die Kraft. Sie will nur zurück nach Hause. Dabei muss sie vor niemandem fliehen. Sie entstammt einer angesehenen Gelehrtenfamilie. Ihr Großvater war Pastor in Hamburg, ihr Vater jahrelang oberster Universitätsbibliothekar in Münster, er hat der Stadt wichtige Schriften hinterlassen.

Und Alfred? Sein Vater war Spiegelfabrikant in Fürth, die Eltern auf dem Papier zwar israelitisch, doch im Leben Deutsche durch und durch. Damals auf dem Standesamt hat Alfred das mit der Konvertierung in einem Abwasch erledigt. Magdas Familie zuliebe, aber auch, weil protestantischen Gelehrten an den Universitäten bessere Aufstiegschancen gewährt werden. Außerdem sind einige von Alfreds langjährigen Kollegen und ehemaligen Studenten in der Partei, die würden doch Bescheid geben, sollte ihm Gefahr drohen. Oder?

Magda weiß nicht, weshalb sie es so eilig hat, nach Hause zu kommen, dieses Mal auf direktem Weg, die Frauenstraße entlang, geradewegs auf das Schloss zu. Dreiflügelig, ausgestattet mit zahlreichen Dachgauben, Säulenelementen und gekrönt von einem schmalen Glockentürmchen. Warum der Platz

davor so trostlos wirkt, wundert Magda sich, so breit und ohne Sinn. Und weshalb das Reiterdenkmal vor dem Hauptportal plötzlich immens wichtig erscheint, dabei zeigt es bloß Kaiser Wilhelm, der längst nichts mehr zu melden hat in diesem Land. Dann fallen ihr die Ulmen wieder ein. Die Erkenntnis, dass da nur noch Stämme stehen, wie Kriegsversehrte von allem Grün amputiert, versetzt Magda einen Schlag, dem sie nicht gewachsen ist. Ihre Beine werden schwer. Durch die Sohlen drückt sich schmerzhaft jede Unebenheit der Straße. Jedes Steinchen, jede Fuge, jeder Splitter Ulmenholz. Der Bordstein wirft sie beinahe aus dem Gleichgewicht, und die Umgebung gibt nichts her, woran man sich entlanghangeln könnte. Erst als Magda einige Sekunden die Augen fest schließt, den Schweiß von der Stirn bis zum Kinn rinnen und von dort abtropfen lässt, wird es besser. Es gelingt ihr, einen Umweg im Hirn zu nehmen. Um das Grauen herumzugrübeln. Eigentlich will sie ja denken, begreifen und allem Wissen der Welt begegnen. Doch bei Anfällen dieser Art ist das Dummstellen die einzige Alternative zum Wahnsinn. Endlich kann sie weiter, vorsichtig über den Platz, schon etwas forscher am Schloss vorbei, und in Sichtweite zum Botanischen Garten wird sie schneller, bevor Alfred sie womöglich bemerkt. Er erträgt es nicht, wenn Magda in dieser Stimmung ist.

Nur kurz reckt sie den Hals, um über die Hecke schauen zu können. Sie erwartet, Alfred im Garten zu sehen, dozierend, umringt von Studenten, die an seinen Lippen hängen, während er vom Muskatellersalbei spricht. Vor Jahren haben Alfred und Magda die Samen von einer Exkursion im Tessin mitgebracht und im Pharmakologischen Beet ausgesät. Die ätherischen Öle wirken entkrampfend, und das Sclareol dämpft die Hysterie älter werdender Frauen. Magda braut sich täglich eine Tasse

Tee davon. Ach, wäre sie doch nur wieder jung, die schöne Zeit, die gemeinsamen Exkursionen, oder während des Großen Krieges als Assistentin an Alfreds Seite. Vor den Kindern, vor dem Haus, vor dem grauen Gefühl.

Alfred arbeitet weit hinten am Teich in der Nähe der Orangerie. Mit gebeugtem Rücken. Ganz allein.

40 Was Magda irritiert. Kein Student weit und breit. Dafür kommt Alfreds Gartenassistent Johann Cramer zügig um die Ecke, mit seiner Schubkarre voller Werkzeug wäre er fast über Magdas Schuhe gerollt. «Ach, Frau Professor! Entschuldigen Sie!»

«Es ist nichts passiert.»

Eigentlich ist Cramer ein höflicher, ehrgeiziger Kerl, und wenn man sich zufällig trifft, bleibt stets Zeit für ein freundliches Schwätzchen. Doch heute ist er ungewöhnlich geschäftig. «Ich muss das Holz von den Ulmen begutachten. Wir wollen doch nicht, dass der Händler etwas unterschlägt.»

«Warten Sie.» Magda hält ihn am Ärmel fest. «Hat der Dekan wieder einmal kurzfristig eine Versammlung einberufen?»

Cramer zuckt mit den Schultern. «Ähm.» Rote Flecken erblühen auf seinen Wangen.

«Oder warum ist das Praktikum heute ausgefallen?»

«Also.» Er streicht sich verlegen das blonde Lockenhaar aus der Stirn.

«Nun sagen Sie schon.»

«Die neuen Studenten. Da sind ... leider auch ein paar besonders dunkelbraune Exemplare dabei.»

«Nazis?»

Er seufzt. «Die haben heute Morgen schon eine Veranstaltung in der Historischen Fakultät massiv gestört. Der arme

Professor Münzer. Die ganze Universität spricht von nichts anderem.»

«Ach.» Magda denkt an die Begegnung heute Morgen. Die verstörte Frau Münzer.

«Die Männer haben ihn ...» Cramer zögert. «Sie haben gebrüllt. *Das alte Judenschwein, soll nicht länger Professor sein.* Wenn Münzer nicht stante pede den Hörsaal verlassen hätte, wären die Rotzlöffel ihm womöglich an die Gurgel gegangen.»

41

«Münzer ist Jude?»

«Wusste ich bislang auch nicht.»

«Aber woher wissen es dann die Studenten?»

«Irgendjemand muss tagelang im Einwohneramt gehockt und uralte Akten gesichtet haben. Und jetzt soll so eine ominöse Liste kursieren. Mit allen möglichen Namen drauf. Münzer eben, Strauss, Freund auch, soweit ich weiß. Janssen aus der Pädagogik soll jüdische Großeltern haben, ebenso Goldschmidt aus der Philosophie, der Germanist Stefansky und ... Ach, ach, ach.» Er schaut zu Boden. Seine sonst so kräftigen Arme hängen herunter. Traurig wie die Ulmen.

Magda begreift. Auch Alfreds Name steht auf der Liste.

[...]